

uns mit den Wehrmachtwagen bis Königsberg oder in den Raum von Heiligenbeil—Zinten. Der Lastwagen, in dem ich fuhr, war so dicht besetzt, daß ich nur knapp auf einem Fuß stehen konnte. Entsetzlich war es, sehen zu müssen, wie kleinste Kinder erdrückt wurden oder erfroren und ihre Leichen von ihren Müttern einfach aus den Wagen geworfen werden mußten, da zum Aussteigen und Begraben keine Zeit blieb.

Das Ehepaar von Weiß sowie ihre Begleitung nahm ich in Königsberg zu mir und brachte sie in meiner Wohnung und den zum Teil bereits verlassenen Wohnungen des Hauses unter.

Erwähnen möchte ich noch, daß die Wagen des ganzen Trecks entweder von Siedlerfrauen oder von Polen geführt wurden, die umsichtig, hilfsbereit und fleißig waren. Auch die Polenfrauen kamen mit — es wollte keiner unter die Russen kommen. In Plauen blieb nur ein einziger Pole zurück, der im äußersten Falle das Vieh herauslassen sollte, das er so lange wie möglich zu betreuen hatte, und dem ein Fahrrad zur Verfügung stand, mit dem er sich dann selbst absetzen konnte.

Der Ring um Königsberg wurde immer enger, der Kanonendonner täglich deutlicher hörbar. Herr von Weiß gelang es mit größter Mühe, einen Dampfer ausfindig zu machen, der uns mitnehmen wollte. Es war der 900 t große, sehr alte Handelsdampfer „Consul Cords“ aus Rostock, der zur Reparatur in der Schichau-Werft lag. Nachts um 2 Uhr waren wir auf dem Dampfer „Consul Cords“, fuhren bald darauf nach dem Hafenecken I, um dort Flüchtlinge aufzunehmen. Bis mittags waren bereits zirka 1200 Flüchtlinge an Bord — wahllos, teils mit Berechtigungsschein der NSV, zum größten Teil aber ohne. Der Kapitän hatte Befehl bekommen, mit Flüchtlingen auszulaufen, obgleich der Dampfer noch nicht völlig repariert war. Seine Einwendungen wurden nicht anerkannt und so lehnte er jede Verantwortung ab. Vielleicht war dies der Grund, daß sich auf dem Dampfer keine Führung der NSV oder der Partei befand, kein Arzt, keine Krankenschwester. Der Kapitän war ratlos und wandte sich mit der Bitte an Herrn von Weiß, sich der Flüchtlingsbetreuung anzunehmen. Er sagte selbstverständlich zu, ohne zunächst zu wissen, wie sich diese Betreuung auswirken sollte. Nachts waren wir in Pillau. Wir lagen im Kohlenbunker auf Stroh, nur in einer Ecke brannte eine winzige Petroleumlaterne. Wir kamen uns vor wie im schlimmsten Gefängnis. Der Dampfer fuhr im Schnecken tempo. In der Mittagszeit des nächsten Tages bat der Kapitän Herrn von Weiß zu sich. Er eröffnete ihm, daß der Dampfer sich nur noch etwa ein bis zwei Stunden über Wasser halten würde, da die Maschine einen nicht unbeträchtlichen Schaden aufweise. Alle SOS-Rufe nach Gotenhafen blieben unbeantwortet. Außer uns wenigen wußte gottlob niemand, in welcher großen Gefahr wir uns befanden. Da kam Herr von Weiß auf den Gedanken, auf Hela zuzusteuern. Befragt, antwortete der Kapitän, daß er vielleicht Hela noch schaffen könnte. Herr von Weiß fuhr mit dem Steuermann zum Kommandanten nach Hela

— ein Lotse holte sie nach erfolgter Funkverständigung ab — und bat um Aufnahme für alle an Bord befindlichen Flüchtlinge. Der Kommandant sagte sofort zu, und mit Gottes Hilfe kamen wir glücklich noch bis Hela unter Wind und wurden dort von der Marine vorbildlich untergebracht und gepflegt. Vier Tage waren wir Gast des dortigen Kommandanten, dann war unser Dampfer wieder flott, nachdem die besten Ingenieure, Techniker, Schiffsbauer usw. allen Schaden repariert hatten.

Am 30. Januar mittags bestiegen wir dann wieder unsern alten Dampfer „Consul Cords“ und nahmen Kurs auf Kolberg. Die Fahrt ging glatt, und in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar langten wir in Kolberg an. Viele von uns bezogen in Kolberg Quartier, der größte Teil setzte sich weiter nach Westen ab. Ich möchte hier nicht unerwähnt lassen, daß Behörden und Bevölkerung in Kolberg uns sehr nett aufnahmen und sich bei jeder Gelegenheit hilfsbereit zeigten.

Wie unendlich froh waren wir, als wir endlich wieder in einem Bett schlafen konnten, und im stillen schworen wir uns, wenn es nötig sein sollte, Pommern auch zu verlassen, nicht wieder auf einem Dampfer zu fahren.

Wir verlebten in Kolberg 17 ruhige Tage, nur zweimal Fliegeralarm, jedoch keinen Luftangriff. Bedrohlich und immer bedrohlicher allerdings war der tägliche Wehrmichtsbericht. Wir beschlossen dann doch, unsere Fahrt fortzusetzen, aber es gelang uns nicht, mit dem Zuge, einem Auto oder Flugzeug fortzukommen, und da wir Verbindung mit dem Kapitän des „Consul Cords“ gehalten hatten und dieser uns eines Abends erzählte, daß er Befehl hätte, nach Warnemünde zu fahren, entschlossen wir uns nach mancher Überlegung doch, mit ihm zu fahren.

Der Dampfer fuhr nun nicht mehr als eigentlicher „Flüchtlingsdampfer“, sondern hatte Flugzeugmotore und Getreide geladen. Es sollten etwa 45 Personen außer der Besatzung mitgenommen werden, als es dann aber nach tagelangem Warten endlich losging, waren 285 Personen an Bord.

Mir bleibt bis heute noch unerklärlich, warum der Befehl zum Auslaufen des Dampfers gerade an dem Tage kam — es war der 17. Februar — nachdem in der Nacht zuvor auf der Strecke Kolberg—Warnemünde von den Engländern Minen gelegt worden waren. Es hieß: die genau vorgeschriebene Wasserstraße sei minenfrei. Bei mildem Wetter und ruhiger See ging die Fahrt zunächst sehr gut vonstatten. In der Nacht vom 18. zum 19. Februar gab uns ein Feuerschiff Befehl, zu stoppen und auf ein Geleit zu warten. Da unser Dampfer nur noch sehr wenig Kohlen hatte, bat unser Kapitän, auf dem vorgeschriebenen Seeweg auch ohne Geleit weiterfahren zu dürfen, was ihm aus triftigen Gründen gestattet wurde. Zwei Stunden vor dem Ziel, um 12 Uhr mittags am 19. Februar 1945, ereignete sich dann das schreckliche Unglück. Der Dampfer war auf eine Treibmine gelaufen und sank innerhalb acht Minuten. Bei der

Explosion wurde die Notglocke ausgelöst, die weithin über das Meer erschallte.

Ich befand mich im Augenblick der Explosion in der kleinen Kajüte der Bordflak. Da wir noch eine Fahrzeit von zwei Stunden vor uns hatten, mit der ich so recht nichts anzufangen wußte, hatte ich mich in eine mir zur Verfügung gestellte Koje gelegt, um ein Mittagsschläfchen zu halten. Plötzlich schien mit einem unheimlichen Krach alles über und neben mir zusammenzubrechen. Ich hörte nur eine laute Stimme, die mir zurief: „Schnell raus!“ Ich sprang auf, sah mich blitzschnell um nach meiner Handtasche, die ich neben mir auf den Boden gestellt hatte, aber nichts war zu finden, der Boden unter meinen Füßen war wie zermahlen — ich wagte kaum aufzutreten, weil ich fürchten mußte, in die Tiefe zu sinken. Etwa zwei Meter von mir entfernt war von dem Aufenthaltsraum der Flak nichts mehr zu erkennen. Es stand nur noch links von mir ein Stück Bretterwand. Rechts unter mir sah ich in den Trümmern einen Fallschirmjäger seine Arme aus den Trümmern hervorstrecken und sich — wie mir schien — erfolglos bemühen, emporzuklettern. Ich suchte einen Halt an dem stehengebliebenen Teil der Bretterwand zu gewinnen, legte mich lang daneben und konnte eine Hand des Feldwebels noch gerade erreichen und ihm helfen, aus seiner äußerst gefährlichen Lage herauszukommen. Etwa einen Meter tiefer erblickte ich — bis an den Hals in den Trümmern — einen Heizer des Dampfers, den ich bei allem guten Willen leider nicht aus seiner furchtbaren Lage befreien konnte.

So schnell wie möglich eilte ich nach der Kajüte des Kapitäns, wo sich zu der Zeit der Explosion das Ehepaar von Weiß, ihre Wirtin mit achtjährigem Töchterchen und meine Hausgehilfin aufhielten. Aber ich konnte sie nicht mehr finden. Nie vergesse ich das Bild, das sich mir bot, als ich an der schon genannten Bretterwand vorübereilte und an diese gelehnt eine Dame aus Insterburg sah, eine blutende Wunde an der Stirn, stumm und starr blickend auf die See, regungslos. Ich kannte sie gut und ging doch an ihr vorüber, ohne ein Wort zu sprechen — so erschüttert war ich. Ihre Tochter — eine Musikstudentin — hatte als Schwimmerin sich retten können.

Die Verbindungsbrücke des Dampfers war abgerissen, und ich watete auf Strümpfen durch das hereinflutende Wasser und schwamm dann auf ein noch mit einem Seil an den Dampfer gebundenes Rettungsboot, schwang mich auf die Kante und sah, daß es leck war und einige tote Fische darin schwammen. Ein starker Ruck, und das Boot schlug um. Mehrmals versuchte ich vergebens, an die Oberfläche zu gelangen, doch stieß ich immer wieder mit dem Kopf an das Boot und sah ganz deutlich meinen Tod vor mir. Aber — welch ein Wunder: als ich doch noch einmal Mut faßte, nach oben zu kommen, hatte ich plötzlich den blauen Himmel über mir und erblickte nicht allzuweit entfernt ein Gummifloß, auf welches ich zuschwamm. An dieses hatte sich bereits ein schwer-

verwundeter Feldwebel, auch Fallschirmjäger, geklammert. Er hatte noch die Kraft, sich auf das Floß zu schwingen, was mir nicht mehr gelang. Ich hielt mich mit einer Hand an dem Floß fest. Ihm war der glühende eiserne Ofen in der Bordflakunterkunft bei der Explosion an den Kopf geschleudert worden. Er blutete entsetzlich, aber die Schlagader war nicht getroffen. Außer uns beiden hing sich an das Floß noch eine Frau mit einem etwa fünfjährigen Jungen, der immerfort vor sich hinweinte. Endlich hatte ich Zeit, das gesamte Elend um mich zu betrachten. Etwa 200 Meter von mir entfernt sah ich das Ehepaar von Weiß sich gegenüberstehen in der See — so sah es jedenfalls aus — und wie ich später von ihrer Wirtin hörte, hielten sich beide an einer Tonne fest. Für mich waren sie unerreichbar, da die herumschwimmenden Trümmer, Kisten, Bretter, Koffer, Kleider usw. mich von ihnen trennten. Links von mir sah ich in einiger Entfernung einen großen Dampfer — „Margarethe“ — der Schiffbrüchige aufnahm. Auch zu diesem war der Weg für mich versperrt. Meine kleine Haustochter konnte ich nicht erblicken; sie war, obgleich sie nicht schwimmen konnte, als eine der Ersten von der Rettungsmannschaft der „Margarete“ geborgen worden, wurde dann aber einige Wochen später doch ein Opfer der Katastrophe. Sie starb in der Rostocker Chirurgischen Klinik an Sepsis, nachdem ihr noch ein Bein amputiert worden war.

Das Ehepaar von Weiß, nach dem ich immer wieder blicken mußte, zuletzt mit einer entsetzlichen Angst, es könnte nicht durchhalten, fand dann auch den nassen Tod, und die Wirtin von ihnen verlor ihr achtjähriges Töchterchen in den Fluten.

Als etwa eine halbe Stunde vergangen war, spürte ich zum ersten Mal, daß ich den linken Arm nicht mehr so recht heben konnte. Da erspähten wir ein auf unsere Gruppe zukommendes Rettungsboot. Einen Moment kamen mir Zweifel, ob mein Herz noch so lange schlagen würde, aber trotzdem sprach ich meiner Umgebung Mut zu und Hoffnung auf Rettung durch das nahende Boot.

Dann wußte ich plötzlich nichts mehr und erwachte erst vier Stunden später auf einem Vorpostenboot in Warnemünde. Nie vergesse ich diesen Augenblick: Als ich meine Augen aufschlug, beugte sich ein Matrose zu mir herunter und sagte immer wieder: „Sie sind gerettet“ — „Sie sind gerettet!“ und schien sich unglaublich über den Erfolg der ärztlichen Bemühungen, bei denen er geholfen hatte, zu freuen. Da man mir alle Kleider vom Leib geschnitten hatte, stellte er mir eine weiße Leinenhose und einen blauen Sweater zur Verfügung. So angezogen, barfuß und in eine Decke gehüllt, brachte uns Schiffbrüchige ein Autobus in die Turnhalle einer Schule, wo wir trockene Kleidung bekamen und aus einem Haufen nasser Kleider unser Eigentum heraussuchen konnten.

Wie man mir sagte, war ich 40 Minuten am 19. Februar 1945 in der Ostsee gewesen.

Von den zirka 285 Personen (mit Besatzung) waren nur etwa 30 übrig geblieben, von welchen auch noch einige an den Folgen der Schiffskatastrophe gestorben sind. Unter den Toten befanden sich auch der Kapitän, der Steuermann, der Bordfunker sowie zwei blutjunge Leute der Bordflak.

3. *Fluchtbericht eines Jungen*

Von Hans Schmadtke, Neumühl bei Allenburg

Im Jahre 1930 geboren, verlebte ich meine Jugend in meinem Geburtsort Neumühl bei Allenburg, wo mein Vater als Ziegelmeister tätig war. Nach der Volksschule in Neumühl besuchte ich die Mittelschule in Wehlau.

Mein Vater — Jahrgang 1893 — wurde zum Volkssturm eingezogen. So blieben meine Mutter, eine Magd von etwa 25 Jahren, ein Pferdepfleger von 16 Jahren und ich allein zurück.

Wir befolgten genau die Weisung, die von dem Bürgermeister erteilt war:

„Keiner verläßt sein Dorf, ohne einen ausdrücklichen Sonderbefehl!“ Wir warteten nun auf diesen Sonderbefehl, der aber nie eintraf.

Als unsere Soldaten westwärts marschierten und durch Neumühl kamen, fragten sie uns verwundert, ob wir die Russen erwarten wollten.

Nun erst fingen wir an zu packen. Wir hatten drei Pferde. Zwei spannten wir an einen Leiterwagen, über den wir aus Teppichen ein Notverdeck angefertigt hatten. Ein Pferd wurde als Reserve hinten an den Wagen gebunden.

Der Kanonendonner war bedenklich nähergekommen, als uns das Militär den Befehl erteilte, sofort loszufahren. Das war am 21. Jan. 1945.

Die Straßen waren mit Eis und Schnee bedeckt, die Felder eine weite, weiße Ebene mit meterhohem Schnee, dazu —21 Grad Frost. Wir hatten uns alle warm angezogen. Über meine Kleidung hatte ich mir meines Vaters Pelz gestreift, dafür war ich nun reichlich unbeweglich. Meine Mutter setzte sich auf den Wagen, Frieda Rehberg, die aus Karlswalde, Kreis Wehlau, stammte, setzte sich dazu. Heinz Genowitz, ein Junge von 16 Jahren, der von meinem Vater als Pferdepfleger eingestellt war, und der aus Gr.-Allendorf stammte, fuhr den Wagen. Wenn seine Hände steif vor Kälte waren, löste ich ihn ab. Die Straßen waren vereist. Der Wagen schleuderte von einer Straßenseite auf die andere.

Zu Hause hatten wir unsere sechs Kühe losgebunden und in die Scheune getrieben. Wir übergaben sie unseren Soldaten, die uns immer wieder erklärten, daß wir von den Russen überrollt würden, wenn wir nur noch einige Stunden mit unserer Abfahrt zögern würden.

Der überladene Wagen und der Zustand der Straße bewirkten, daß unser erster Tagesmarsch auch nur 14 Kilometer betrug. Kurz vor Fried-

land machten wir auf einem verlassenen Bauerngehöft Rast. Die Nacht brach herein. Am Morgen des nächsten Tages war der Kanonendonner schon bedenklich näher gekommen. Als wir die Stadt Friedland durchfahren hatten, wurden in unserem Rücken von unserem Militär die Allebrücken gesprengt.

Die Straßen waren jetzt mit Militärfahrzeugen und Flüchtlingswagen verstopft. Wir konnten nur mühsam vorwärtskommen, so daß unser zweiter Tagesmarsch nur noch etwa 8 Kilometer betrug. Die Furcht, daß der Russe die Trecks einholen würde, wurde immer größer. Dazu hieß es: Die Flüchtlingstrecks räumen sofort die Hauptstraßen und benutzen nur Nebenstraßen. Die gesprengten Allebrücken würden die Russen nur kurze Zeit aufhalten, das erklärten uns immer wieder unsere Soldaten. An ein zügiges Vorwärtskommen war nicht mehr zu denken. Die überladenen Wagen der Flüchtlinge gestatteten nur ein langsames Vorwärtskommen. Schneller fahrende Wagen wollten langsamere Fahrzeuge überholen. Das mißlang. Wagen fuhren aufeinander auf, brachen zusammen und blieben im Schnee liegen. Das Durcheinander war unbeschreiblich. Nur ein Augenzeuge kann sich ein Bild davon machen. Wer mit seinem Fahrzeug zum Überholen auf das Feld ausbiegen wollte, blieb unweigerlich im Schnee stecken und mußte sein Fahrzeug im Stich lassen.

Als wir hinter Friedland waren, hörten wir, daß Neumühl, unsere Heimat, niedergebrannt sei.

Es bot sich immer wieder dasselbe Bild: zusammengebrochene Wagen, verzweifelte, frierende Menschen auf allen Neben- und Feldwegen.

In Tagesmärschen von 8 Kilometer und weniger ging unsere Elendsfahrt in Richtung Domnau, Pr.-Eylau, Braunsberg bis wir bei Passarge am Frischen Haff ankamen.

Unser ältestes Pferd konnte nicht mehr weiter, wir mußten es zurücklassen. Dafür spannten wir unser Reservepferd vor den Wagen, das noch nie angespannt gewesen war. Es widersetzte sich zunächst, doch bald hörte sein Übermut auf.

Nun begann unsere Fahrt über das mittlerweile morsch gewordene Eis des Frischen Haffs in Richtung Neukrug. Über der Eisfläche stand das Wasser oft schon mehr als zehn Zentimeter hoch. An versunkenen Wagen, toten Frauen und Kindern vorbei ging es drei Tage lang über die deckungslose Wasser- und Eisfläche. Ununterbrochener Artilleriebeschuß der Russen, der sich gegen die Flüchtlingstrecks richtete, mit häufigen Fliegerangriffen schufen ein Inferno, dessen wir uns erst richtig bewußt wurden, als wir ihm entronnen waren. Beim Nahen der russischen Flieger versteckten sich manche unter ihrem Wagen, manche blieben ruhig sitzen in Erwartung ihres Schicksals, das gnädig war, wenn ein Volltreffer die Menschen von ihrem Leiden erlöste. Neugierig schaute

ich zuerst hin, wenn der Bordwaffenbeschuß der russischen Flieger einsetzte und die Geschosse auf dem Eise entlangrutschten, bis sie ein Hindernis fanden, meistens einen Wagen, und dann explodierten. Eine deutsche Ju 52 stürzte nicht weit von uns brennend ab.

So lernte ich bald die ganze Furchtbarkeit der Explosivgeschosse kennen, und die Neugier wich einer unbeschreiblichen Furcht. Mit allen unseren Kräften strebten wir dem rettenden Ufer der Nehrung zu.

Wir glaubten uns schon gerettet; aber plötzlich gewahrten wir vor uns offenes Wasser. Das Eis war hier schon mehrere hundert Meter weggetaut. Ein Durchkommen war unmöglich. Wir erhielten nun die Weisung, auf dem Eise nach Süden weiterzufahren. Unsere Nahrungsvorräte begannen zur Neige zu gehen. Als wir nämlich im Raume Heiligenbeil—Braunsberg waren, wurden russische Kriegsgefangene an uns vorbeigeführt. Im Augenblick hatten diese von den Flüchtlingswagen alles geraubt, was an den Wagen auf der Außenseite befestigt war. Unsere Eimer mit Schmalz, Butter, geräuchertem Fleisch und Mehl waren im Nu verschwunden, ohne daß wir es merkten. Als wir nun auf dem Eise des Frischen Haffes mehrere Tage in Richtung Danzig gefahren waren, waren wir glücklich, bei Bodenwinkel eine Brücke vorzufinden, die unsere Soldaten vom Eise des Haffes zum Lande mittels Schlauchbooten und Brettern hergestellt hatten. Wir gehörten nun zu denen, die dem Massengrab des Haffes entronnen waren. Jetzt ging die Fahrt in Richtung Danzig zügiger vor sich. Die Straßen waren nicht mehr so blockiert. Doch ein neues Unglück wartete auf uns. Bei Oliva wurde unser Fahrer, der 16jährige Heinz Genowitz, von der SS vom Wagen geholt und in den Volkssturm gesteckt. Er hatte keinerlei militärische Ausbildung genossen. Ich habe von ihm nie wieder etwas gehört.

Jetzt fuhr ich den Wagen mit meiner Mutter und dem Mädchen Frieda Rehberg. Ich war 14 Jahre alt, aber für mein Alter schon sehr gut entwickelt und kräftig.

Wochenlang hatte unsere Fahrt gedauert. Wir glaubten uns schon gerettet, als wir Stolp erreichten. Dort erklärten uns unsere Soldaten, wir kämen nach dem Westen nicht mehr durch. Die Russen wären westlich Stolp durchgebrochen. Wir mußten kehrtmachen und denselben Weg zurückfahren, den wir gekommen waren, und zwar nach Lauenburg-Neustadt. Kanonendonner war zu hören von Westen, von Osten und von Süden. Wir fuhren von der Hauptstraße ab in nördlicher Richtung und machten in dem Ort Wirschozin Halt. Wir und die Pferde waren am Ende unserer Kräfte. In dem Gehöft, wo wir ein vorläufiges Unterkommen fanden, lag der Bauer sterbenskrank im Bett. Die Frau und der alte Schwiegervater hißten auf dem Gebäude ein weißes Laken. Die kaschubischen Bauersleute lebten in sehr ärmlichen Verhältnissen. Deutsche Soldaten flüchteten in das Moor, das nördlich von Wirschozin lag.

Nun waren auch schon die ersten Russen da. Sie taten uns vorerst nichts. Es waren meistens ehemalige deutsche Kriegsgefangene, die zur Bewährung in die vordersten Linien gesteckt waren. Alle sprachen gebrochen Deutsch und hatten mehr Furcht als wir selber.

Als sie abgezogen waren, folgte russische Reiterei — Kosaken und Kalmücken. Entsetzliches spielte sich jetzt ab. Diese betrunkenen Russen vergewaltigten alle Frauen. Die jüngeren Frauen wurden abtransportiert. Dieses Schicksal ereilte auch Frieda Rehberg. Ich habe sie nie wieder-gesehen, auch nichts von ihr gehört.

Die deutschen Soldaten, die in das Moor geflüchtet waren, wurden aufgestöbert und obwohl ohne Waffen, sämtlich erschossen. Unseren Wagen hatte ich in die Scheune gefahren. Er war von den einheimischen Kaschuben bereits geplündert. Die Russen nahmen nun Pferde und Wagen und fuhren los. Wir übriggebliebenen Flüchtlinge wurden — es handelte sich um Kinder und ältere Frauen — zusammengetrieben und abtransportiert. Die Kaschuben ließ man zu Hause, zumal sie sich mit den Russen verständigen konnten.

Im Fußmarsch ging es nun nach Lüblow, Kreis Lauenburg. Dort wurden meine Mutter und ich nebst zehn anderen Personen in einen Schafstall gesperrt. Wir sollten abtransportiert werden. Meine Mutter wollte mich unter allen Umständen vor einem Abtransport bewahren. Sie überredete mich, in der Nacht den Schafstall zu verlassen. In der Nacht schlich ich mich in die nebenstehende Scheune und kletterte an den Balken hoch und versteckte mich unter dem Dach der Scheune im Stroh. Meine Mutter hatte noch einen Rucksack mit Lebensmitteln gerettet. Sie selber aß fast nichts. In der Nacht schlich sie sich in die Scheune, und an einem Bindfaden zog ich für mich die Lebensmittel hoch, die meine Mutter unten befestigt hatte. Immer neue Leute wurden zusammengetrieben und abtransportiert. Ich entging dem Schicksal. Zuletzt war es mir doch unmöglich, in der Scheune zu bleiben. Ich war vollständig erfroren. Ich kam zu meiner Mutter in den Schafstall. Die bedeckte mich nun mit Dung, so daß ich nicht gefunden wurde. Dies Versteckspielen dauerte etwa vom 20. März bis zum 18. April 1945.

Da fanden mich die Russen. Mit Flüchtlingen und einheimischen Männern und Frauen — die bis 40 Jahre alt waren — wurden wir nach Neustadt (Westpreußen) ins Gefängnis abtransportiert. Meine Mutter mußte in Lüblow bleiben.

In Neustadt fand für alle ein Verhör statt. Fast keiner verließ die Verhörstube, der nicht blutig geprügelt war. Sagte man, daß man der Partei angehörte, wurde man geprügelt. Sagte man, daß man der Partei nicht angehörte, so wurde man erst recht geprügelt, weil man angeblich log. Die Prügelei dauerte solange, bis auch der Nichtpartei-genosse sagte, daß er der Partei angehörte. Ich war vor Angst leichenblaß, als ich das Ver-

hörzimmer betrat. Jedoch beim Betreten des Zimmers nahm ich die Mütze ab und sagte: „Guten Tag!“ Die Dolmetscherin, eine gut deutsch sprechende Ukrainerin, fragte mich, ob ich der Partei angehörte. Ich sagte, ich wäre erst 14 Jahre alt und könnte doch der Partei nicht angehören. Als ich sah, daß man mir die Altersangabe nicht glauben wollte, weil ich für mein Alter zu groß erschien, zog ich meinen Tauschein hervor, den ich glücklicherweise bei mir hatte, und zeigte ihn vor, und nun kam ich ungeprügelt davon. Der vernehmende Offizier und die Dolmetscherin behandelten mich ausnehmend freundlich.

Als ein anderer Junge, der 13 Jahre alt war, und ich auf den Gefängnis-hof kamen, sahen wir, daß an der Gefängnismauer eine Autogarage gebaut wurde, und daß an der Gefängnismauer eine Leiter lehnte. Der Posten wurde durch das Geschrei einiger Frauen abgelenkt, die auf das Gefängnistor zustürzten, um ihren Peinigern zu entfliehen. Wir beide eilten zu der Leiter, kletterten über die Gefängnismauer und waren im Nu auf und davon. Wir liefen in den nächsten Wald und schlichen uns in den Nächten durch die Wälder zurück nach Lüblow.

Als mich in Lüblow der russische Posten, der mich nach Neustadt abtransportiert hatte, fragte, wie es käme, daß ich wieder hier wäre, sagte ich, daß man mich entlassen hätte zu meiner Mutter.

Allmählich hörten die Verschleppungen auf. Man stellte in den Dörfern Arbeitskommandos zusammen, die das Land der Bauernhöfe und Güter bearbeiten sollten. Einem solchen Arbeitskommando wurden meine Mutter und ich zugeteilt. Die Verpflegung wurde besser. Rinder wurden geschlachtet und Küchen eingerichtet. Meine Mutter und andere ältere Frauen übernahmen als Köche das Zubereiten der Mahlzeiten. Da das Gut Lüblow unter polnische Verwaltung kam, nahmen die Russen mich und meine Mutter mit nach dem Gut Gotendorf.

Meine Mutter wurde weiter als Köchin beschäftigt. Ich mußte mit den anderen Holz aus dem Walde holen, Kühe melken und das Land bearbeiten. Die Russen wollten Unterkünfte bauen und fällten am Gotendorfer See Bäume in ihrer eigenartigen Weise. Die Stämme wurden in halber Mannshöhe der Bequemlichkeit wegen abgesägt. Mittlerweile entwickelte ich mich zu einem Spezialisten. Zu Hause hatte ich mich in der Ziegelei mit den elektrischen Anlagen beschäftigt und auf der Mittelschule besonders für Chemie und Physik interessiert. Ich reparierte nun die elektrischen Anlagen, machte die Trecker gangbar und pflügte mit ihnen. Auf dem Gut Gotendorf lag ein russisches Artillerieregiment. Die Russen ließen mir eine russische Artilleristenuniform machen, ich mußte sie anziehen, und außerdem bewaffneten sie mich mit einer Maschinenpistole. Ich mußte die russischen Offiziere in einem Kutschwagen spazieren fahren, wenn nicht gerade eine Spezialistenarbeit für mich da war. Das Leben begann erträglicher zu werden. Außerdem konnte ich mich schon ganz gut russisch verständigen.

Da wurde meine Mutter schwer krank. Sie hatte zuviel Strapazen erdulden müssen, zudem hatte sie gehungert, um mich am Leben zu erhalten. Sie lag nun dauernd zu Bett. Das erzählte ich den Russen, die mich mittlerweile ganz gut leiden konnten. Die Russen schickten einen Arzt, der aber anscheinend auch nicht recht wußte, was ihr fehlte. Er gab ihr Tabletten und sprach etwas von Typhus. Er ordnete auch an, daß meine Mutter in das polnische Krankenhaus nach Gnewienke gebracht werden sollte. Ich selber fuhr meine Mutter dorthin. Als ich nach einigen Tagen meine Mutter in Gnewienke besuchen wollte, da erklärte man mir: „Die liegt schon längst unter der Erde!“ Man zeigte mir auf dem Friedhof eine Reihe frischer Gräber, dort sollte meine Mutter ruhen. Ich flocht einen Kranz aus Tannenzweigen und legte ihn auf eines der Gräber nieder. Als Todestag meiner Mutter wird der 7. Oktober 1945 angegeben.

Von vieren, die aus der Heimat auszogen, war einer übriggeblieben. Ich kehrte nun zu den Russen zurück.

Sie behandelten mich nun als einen von ihresgleichen, ja noch besser: Mit den Russen mußte ich auf Jagd gehen, auf Wildschweine und Rehe. Unsere Jagdwaffen waren Maschinenpistolen. Von Leba holten wir für die Pferde Heu. Als wir durch den Wald kamen, stand dort ein Rudel Rehe, etwa 30 Stück. Die Russen schossen mit ihren Maschinenpistolen in das Rudel hinein. Nur drei Rehe blieben auf der Strecke trotz einer verhältnismäßig geringen Entfernung.

Was in den deutschen Häusern vorgefunden wurde an Haushaltsgegenständen, alle Radioapparate insbesondere und Maschinen wurden nach Leba gefahren und dort auf Schiffen nach Rußland verladen.

Dann kam das Jahr 1946. Da wurde das russische Artillerieregiment nach Königsberg verlegt. Ich konnte nun wählen, in Gotendorf zu bleiben oder mit den Russen mitzugehen. Ein russischer Feldwebel, der mich gut leiden mochte, sagte: „Gehe nach dem Westen und suche deinen Vater!“

Als der erste Blutrausch vorbei war, erwiesen sich die Russen als ganz umgängliche Menschen. Mir haben sie, abgesehen von der ersten Zeit, nichts zuleide getan und mich sehr gut behandelt.

Die Polen übernahmen nun die Verwaltung des Gutes Gotendorf. Die alten, nicht mehr arbeitsfähigen Leute wurden nach dem Westen abgeschoben. Einem dieser Leute gab ich meine Adresse mit dem Hinweis, ich ließe meinen Vater durch das Rote Kreuz suchen. Bald erhielt ich einen Brief von meinem Vater. Ich wollte nun zu ihm. Er befand sich in Hackstedt im Kreise Vechta als Landarbeiter. Als Volkssturmmann hatte er zuletzt auf Hela gekämpft, war dann nach Schleswig-Holstein gekommen und in englische Gefangenschaft geraten. Da er zu Hause auch eine Landwirtschaft hatte, wurde er frühzeitig als Landarbeiter entlassen. Ich versuchte nun, nach dem Westen zu entkommen. Jedoch

wurde ich von den Polen jedesmal aus dem Eisenbahnzug herausgeholt, wenn ich versuchte mit einem Aussiedlertransport nach Westdeutschland zu entkommen. So verging das Jahr 1947. Die Behandlung durch die Polen war vergleichsweise zu dem Verhalten der Russen mir gegenüber bedeutend schlechter. 1948 ging ein Kindertransport nach Leobschütz in Schlesien, dem ich zugeteilt wurde. In Leobschütz verschlechterten sich unsere Lebensbedingungen so sehr, daß ich fürchtete, meinen Vater nie wieder zu sehen. An Verpflegung gab es nur einen halben Liter Wassersuppe je Tag. Unsere Hauptbeschäftigung war: Leichen bestatten.

Doch auch diese Elendszeit überstand ich. Zu Weihnachten 1948 kam ich endlich bei meinem Vater in Hackstedt, Kreis Vechta, an. Wie er, arbeitete ich nun als landwirtschaftlicher Gehilfe. Im Mai 1950 nahm ich eine Lehrstelle als Schmiedelehrling an. Nach einer Lehrzeit von ein-einhalb Jahren starb mein Meister. Ich beendete dann meine Lehrzeit bei dem Landmaschinenmeister Leo Schmadtke in Loldenstadt. Leo Schmadtke ist nur ein Namensvetter und kein Verwandter von mir. Ich machte meine Gesellenprüfung, und im Jahre 1958 bestand ich die Meisterprüfung als Landmaschinenbaumeister. Mein jetziger Arbeitgeber, Leo Schmadtke, besaß in Ostpreußen in Altendorf, Kr. Gerdauen, ein gutgehendes Geschäft im Landmaschinenhandel mit einer vorzüglich gehenden Reparaturwerkstatt. Ich selber konnte mir bis jetzt keine selbständige Existenz gründen, weil ich nicht die Mittel dazu hatte. Eine Heimkehrerentschädigung wurde mir abgelehnt. Als Nachtrag zu meinem Bericht will ich einige Schilderungen meiner Erlebnisse geben, die sich mir besonders eingepägt haben.

Mein Landsmann Kossack

In Gotendorf war mein Mitgefangener ein alter Mann, namens Kossack aus Paterswalde, Kreis Wehlau. Er ging in einer persönlichen Angelegenheit von Gotendorf zu der polnischen Kommandantur nach Wirschozin. Kossack war mit geistigen Gütern nicht reich gesegnet, dazu durch sein Alter und durch die Flucht nicht mehr voll verantwortlich für sein Tun und Lassen. Er betrat das polnische Kommandanturzimmer mit dem Gruß, den man ihm in der Heimat eingetrichtert hatte, mit „Heil Hitler!“ Dafür wurde er halbtot geprügelt.

In Wirschozin

Gleich zu Anfang, als die Russen Wirschozin besetzten, kamen ein russischer Offizier und ein russischer Tierarzt vor das Bauernhaus gefahren, in dem wir lagen. Ein Pole lenkte das Fuhrwerk. Die beiden Russen brachten viel Schnaps mit, dazu eine Polin und eine Ukrainerin, mit denen sie fortgesetzt tranken. Der russische Offizier war schon beinahe sinnlos betrunken, als er gegenüber der Ukrainerin, die dem Alkohol nicht so sehr zugesprochen hatte, handgreiflich wurde. Die Ukrainerin

entfloh aus dem Zimmer, der Russe ihr nach, erwischte sie aber nicht mehr. Als er zurückkam, hatte der russische Tierarzt die Polin im Bett versteckt und erklärte, sie wäre auch entflohen. „Du Hund hast sie entkommen lassen“, sagte der Russe und erschoss seinen Kameraden.

Jetzt suchte der Betrunkene das ganze Gebäude ab. Bevor er das Zimmer der Flüchtlinge betrat, öffneten meine Mutter und ich das Fenster, durch das wir entflohen und es von außen schlossen. Etwa zehn andere Flüchtlinge, Frauen und Kinder lagen am Boden auf Stroh und schliefen. Der Betrunkene schoß mit seiner Maschinenpistole etwa einen Meter über die Köpfe der Schlafenden, daß die Lehmwände durchsiebten waren. Als ihm im Flur ein Kaschube entgegen kam, forderte er von ihm Tabak. Der hatte keinen, gab ihm aber das, was er hatte: Schnupftabak. Der Betrunkene nahm eine Prise, mußte niesen und gab dem Kaschuben einen Kinnhaken, daß er hinfiel. Den am Boden Liegenden durchsiebte er mit seiner Maschinenpistole.

Dem toten Tierarzt zog der polnische Kutscher die Uniform aus und ließ ihn nackt liegen.

Der Kaschube wurde von uns begraben. Nach einigen Tagen kam eine Kommission und brachte den jetzt nüchternen Offizier mit. Er mußte den Toten ausgraben und ihm das Herz aus dem Leibe schneiden. Als er das Herz in der Hand hielt, sagte er zu dem Toten: „bcmabaü = steh' auf!“, wie uns die Ukrainerin später übersetzte. Was weiter mit dem Russen geschah, entzieht sich meiner Kenntnis.

Kapitalistenjagd in Gotendorf, Gut Goten und Umgegend

Meine Mutter lebte noch. Es war die Zeit, als wir von Wirschozin nach Gotendorf transportiert wurden. Alle Gutsbesitzer und Bauern der Umgegend wurden ohne weiteres erschossen. Sie hatten alle russische Kriegsgefangene und Polen beschäftigt, die über diesen Personenkreis ungünstig ausgesagt hatten. Frauen wurden nicht verschont, man verfuhr mit ihnen noch grausamer. Drei Frauen wurden nackt ausgezogen. Sie mußten laufen, doch hinter ihnen liefen die Russen und schossen nach ihnen, vorerst waren es nicht gezielte Schüsse. Man trieb sie in einen Teich, dort erschoss man sie mit Maschinenpistolen. Unter den Frauen befand sich die Besitzerin des Gutes „Goten“. Als die Polen und die russischen Kriegsgefangenen, die auf den Gütern und bei den Bauern gearbeitet hatten, abtransportiert waren, hörten die Erschießungen auf.

Kriegsmüde

Als noch auf Hela gekämpft wurde, sollten dorthin von den Russen, die bei uns lagen, Verstärkungen entsandt werden. Die Russen waren von einer ungeheuren Furcht ergriffen. Niemand wollte mehr dorthin und kämpfen. Sogar Offiziere weinten, wenn sie den Abmarschbefehl erhielten.